

Jörg Fauser, *Marlon Brando*



JÖRG-FAUSER-EDITION I
Herausgegeben von Alexander Wewerka

www.joergfauser.de

Jörg Fauser

MARLON BRANDO
DER VERSILBERTE REBELL
Eine Biographie

Mit einem Nachwort von Michael Althen
und einem Gespräch mit Monika Nüchtern

Alexander Verlag Berlin

Zweite leicht korrigierte Auflage 2007

© by Alexander Verlag Berlin 2004

Alexander Wewerka, Postfach 19 18 24, 14008 Berlin

info@alexander-verlag.com

www.alexander-verlag.com

Die Originalausgabe erschien 1978 im Verlag Monika

Nüchtern, München

Abbildungen Aquarius, Associated Press, Cinetext, Pictorial Press,

Movie Picture Pool, Movie Star News

Umschlaggestaltung Möcker/Schlabe/Wewerka

Alle Rechte vorbehalten. Jede Art der Vervielfältigung und

Wiedergabe, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher

Genehmigung durch den Verlag.

Druck und Bindung Interpress, Budapest

Printed in Hungary (August) 2007

ISBN 978-3-89581-113-5

INHALT

8	Der Schatten
11	Von Bangkok nach Libertyville
19	New York
37	Kowalski
53	Hollywood
73	Das Idol
93	Der Prinz
111	Der Besessene
131	Meuterei
147	Wigwam
167	Don Brando
181	Ein Amerikaner im Abendland
199	Der Regulator
216	Das Silber
219	Textnachweis
225	Dank
227	Filmographie
241	Bühnenstücke
243	Michael Althen, <i>Nachwort</i>
247	» <i>Er war einfach begnadet.</i> « Gespräch mit der Verlegerin Monika Nüchtern
255	Personenregister
261	Jörg Fauser, <i>Selbstauskunft</i>

Den Frauen des Südens

In dieser angenehm temperierten, nicht zu heißen und nicht zu kalten Luft, unter dem ewig blauen kalifornischen Himmel, mit seiner bei Tag immerzu freundlich strahlenden Sonne und den nachts vorschriftsgemäß vom Himmel leuchtenden goldenen Sternlein, fahren Tag für Tag gut angezogene, sauber rasierte Herren und prächtig gekleidete, juwelengeschmückte und geschminkte Damen in strahlenden Automobilen der kostbarsten Marken nach den Studios der Filmgesellschaften.

Dort lassen sich unsere vergötterten Lieblinge, die Sterne der Flimmerleinwand, der bewegten und sprechenden, herab, unter Beihilfe vieler Tausender namenloser, halbverhungertes und trotzdem vom Filmteufel besessener Statisten, jene Meisterwerke der Filmkunst hervorzubringen, in denen wir alles vorfinden, was Hollywood, wie es wirklich ist, an Geist, Gemüt und Schönheit besitzt, und denen wir deshalb verdientermaßen unsere verzückte Bewunderung schenken.

Dr. Erwin Dehries in *Hollywood wie es wirklich ist* (1930)

DER SCHATTEN

Between the Idea and the Reality ...

Falls the Shadow.

T. S. Eliot

Ein schöner Satz: aber was ist der Schatten, der zwischen Idee (oder Bild) und die Wirklichkeit fällt, die Realität? Es ist ein Schatten, der die Höhen streift, aber fällt er nicht auch in U-Bahn-Schächte? Liegen in diesem Schatten die Liebenden und die Verlorenen, aber treten aus ihm nicht auch die Rebellen? Denn der Schatten ist der Zweifel, er liebkost die Kunst.

Die Kunst! Alle Kunst ist tragisch, sagte Dr. Benn, aber umsonst soll sie auch nicht sein, gewußt wie ... die versilberte Rebellion. Nun gibt es eine Kunst, die von keinem Schatten getrübt ist und von keiner Tragik, es ist die Kunst der Konjunkturen und der Kulturverwertungsgesellschaften, von ihr kann nicht die Rede sein, wo von Rebellion die Rede ist und vom Elementaren.

In Istanbul machte ich vor Jahren die Bekanntschaft eines alten Opiumhändlers, er hieß wohl Hussein. Ein ausgemergelter, sterbenskranker, lebenszäher Krüppel, ein seltsamer Mann, ein würdiger Greis, ein Opiumschatten. Einmal zeigte er mir seine Schatzkiste, und welchen irdischen Besitz hatte er in sechzig, siebzig Jahren in den Slums von Istanbul akkumuliert? In dem rissigen Lederkoffer befanden sich, neben Sanitätszeug aus deutschen Weltkrieg-Eins-Wehrmachtsbeständen, neben einer alten Thermosflasche, einem Satz Tarotkarten und etlichen Gebetsketten aus echtem Bernstein,

neben einem französischen Frackhemd und einem Pfund steinhartem Opium, ein nach Rosenöl duftender arabischer Koran und ein abgegriffenes Taschenbuch: John Steinbecks *Jenseits von Eden* in türkischer Übersetzung mit einem gelben Umschlag, auf dem ein sehr türkisch wirkender James Dean prangte, und dieses Buch war Husseins eigentlicher Schatz, er las fast jeden Tag darin und konnte ganze Partien, wie andere vom Koran, auswendig hersagen – es war sein Traum, es war die Kunst.

Schatten sind überall. Dies Buch ist ein Buch über den Schatten; wenn es was taugen wird, ist es ein Buch über den Schatten zwischen Idee und Realität. Es ist ein Buch für Hussein, für alle Husseins zwischen Üsküdar und Iserlohn, es ist ein Buch für alle, die im Schatten leben. Marlon Brando, dessen Biographie ihm seinen Rahmen steckt, ist ein Mann, der den Schatten immer gespürt hat, der immer gewußt hat, man kann sich die Rebellion versilbern lassen, den Schatten nicht. Und der Schatten versilbert auch nicht.

Es ist ein Buch für Kinogänger, die keine Idole mehr brauchen, sondern einen Hauch von Leidenschaft, von Tapferkeit und Größe. Und manchmal auch den Glanz von Silber. Sicher: »'n bißchen Tabak und 'ne Tasse Kaffee, was braucht der Mann mehr?« sagt Johnny Guitar; wohlan. Aber vielleicht auch hin und wieder, wenn die Nächte länger werden, einen Schnaps mit dem Kaffee, und etwas Silber in die Nächte.

Marlon Brando, die Legende vom versilberten Rebellen. Ein Poesiealbum aus dem 20. Jahrhundert.



VON BANGKOK NACH LIBERTYVILLE

Ach, du Mann im Spiegel!
Lügner, Narr, Träumer, Schauspieler,
Soldat, armer staubiger Schlucker ...
Carl Sandburg

Kein Film ohne Reklame, keine Reklame ohne Legende, ohne Legende kein Star. Wenn schon die Heilige Johanna auf Agenten und Ghostwriter nicht verzichten konnte, wie sollten da die Idole des 20. Jahrhunderts allein zurechtkommen, die kein Reich und keine Vision und keine irdisch/himmlichen Heerscharen zu vertreten haben, sondern Massenträume, Massenmythen, Massenbilder. Oder, wie Marlon Brando zu sagen pflegte: »Zuckerberge.«

Den phantasielosen Dummys, aber auch den allzu Irrationalen, die ihrer Biographie sprachlos ausgeliefert waren, stellte Hollywood in den goldenen Jahren, als die Stars geboren wurden, ganze Schreibbüros zur Seite, deren Aufgabe darin bestand, ihren Schutzbefohlenen eine publikumswirksame Legende zu erdichten – sozusagen das himmlische Drehbuch aufzumöbeln. Marlon Brando unterschied sich von den in Hollywood gezüchteten (und zertretenen) Stars auch darin, daß er diese Art von Publicitydichtung schon als Anfänger selbst beherrschte. Seine Vita auf einem Theaterzettel aus dem Jahr 1946 liest sich wie eine perfekte Parodie auf die Materialsammlung eines Presseagenten:

Als Sohn eines heute am Field Museum in Chicago wirkenden Linguisten in Bangkok, Siam, geboren, verbrachte Mr. Brando seine Kindheit in Kalkutta, Indochina, der Wüste Gobi und Ceylon. Seine formale Erziehung begann in der Schweiz und

endete in Minnesota, wo die strenge Disziplin einer Militärschule seiner persönlichen Entfaltung im Wege stand. Nach einer Periode, in der er sich vorübergehend als genialischer Schlagzeuger sah, kam Mr. Brando nach New York, um die Schauspielkunst zu erlernen.¹

In Wirklichkeit wurde Marlon Brando am 3. April 1924 in Omaha im Bundesstaat Nebraska/USA geboren. Nebraska ist tiefer Mittelwesten, Herzland jener Region, die als *Middle America* für Konservatismus, Patriotismus und Kleinstadtmentalität steht, sich aber vor allem dadurch ausgezeichnet hat, daß sie die Geburtsorte so eminent individualistischer Talente wie Ernest Hemingway (Schriftsteller), Abraham Lincoln (Politiker), Carl Sandburg (Dichter), Spencer Tracy (Schauspieler), James Thurber (Schriftsteller), F. Scott Fitzgerald (Schriftsteller), Clark Gable (Schauspieler), William S. Burroughs (Schriftsteller), Montgomery Clift (Schauspieler), John Dillinger (Gangster), Adlai Stevenson (Politiker), James Dean (Schauspieler) und Robert Zimmermann alias Bob Dylan (Vortragskünstler und Lyriker) abgegeben hat. Konservativ gewiß, diese Gegend, aber eben auch Heimstatt jenes unverwechselbar amerikanischen Individualismus, der die populäre Volkskultur dieses Landes hervorgebracht und ihr nicht nur im Schriftsteller oder im Schauspieler, sondern z. B. auch in der Figur des Gangsters Ausdruck verliehen hat.

Brandos Eltern: ein fast schon klassisches Paar. Marlon senior (der einzige Sohn erhält selbstverständlich den Namen des Vaters), irisch-französisch-schottischer Herkunft, ein Hüne mit den zeremoniösen, gelegentlich auffrisierten Umgangformen des stockprotestantischen Handlungsreisenden, er reiste in Kalkprodukten und Viehfutter, ein Trumm von Mann, ein Popanz. Die Mutter, Dorothy Pennebaker, genannt Dodie, genaues Gegenteil, aber nicht unbedingt die ideale Ergänzung dazu:

Sie war eine hübsche, poetische Frau mit blondem Haar und einer Reputation für ihre »liberalen Auffassungen und fortschrittlichen Ideen«. Sie war von Natur aus den Künsten ergeben: Sie schrieb, malte, bildhauerte und spielte Theater, wobei letzterem ihre besondere Leidenschaft galt. Sie war eine der Säulen des außerordentlich respektierten Omaha Community Playhouse, einer halbprofessionellen Theatergruppe, die für viele wichtige Schauspieler, darunter Henry Fonda, Ausgangspunkt einer glanzvollen Karriere war. 1927 spielte Mrs. Brando mit Fonda, einem ihrer Protégés, in einer Playhouse-Aufführung von Eugene O'Neills Beyond the Horizon.²

Für die Kinder – Marlon, der »Bud« genannt wurde, weil ja Papa seinen Vornamen besetzt hatte, und seine zwei älteren Schwestern Jocelyn und Francis – war diese Ehekonstellation kein Zuckerschlecken. Der Erziehungsbeitrag des Produktens-Vertreters, der, wie Brando sich später zu erinnern glaubte, »ziemlich oft mit Lippenstift auf dem Hemdkragen heimkam«, scheint sich auf Disziplinarmaßnahmen beschränkt zu haben, die wie meist in solchen Fällen nur die sauren Früchte der Entfremdung trugen. Natürlich hielt die Mutter auf »progressive« und »freie« Erziehung, natürlich witterte der Vater dahinter die Blumen des Bösen. Maurice Zolotov, ein früher Brando-Biograph, schreibt: »Mrs. Brando machte es Marlon fast unmöglich, in seiner Rolle als Mann Sicherheit zu erlangen. Sein ganzes Leben schwankte er zwischen den Polen seiner Eltern und hatte es schwer, zu seiner eigenen Persönlichkeit zu finden.« Dazu kam, daß die Familie oft auf Achse war: 1930 Umzug nach Evanston/Illinois (wo Marlon sich mit dem späteren Komödianten Wally Cox anfreundete), dann nach Santa Ana in Kalifornien und schließlich 1936 nach Libertyville, nomen est omen, 60 Kilometer nordwestlich von Chicago am Michigan-See gelegen.

Libertyville, 2000 Einwohner, ist nun wirklich tiefe Provinz, Hicksville in Reinkultur. Farmland, Apfelbäume, Krämers Welt, Spießers Traum. Die Familie galt als wohlhabend und bezog ein weiträumiges Haus mit reichlich Land drumherum, das Marlon senior, der als »Gentleman Farmer« Respekt genoß, mit allerlei Viehzeug belebte, 28 Katzen und auch eine Kuh, die, wie könnte es anders sein, von niemand sich melken läßt als von »Bud«. Also reinste Idylle am See und das noch mitten in den schweren sozialen Erschütterungen der ausklingenden Wirtschaftskrise.

Erschütterungen aber auch im Hause Brando. Denn für beide Eltern ist das Idyll der Rückzug: Aufstecken weiterreichender Ambitionen, Abschotten der Träume, die leider nicht weit trugen, Dichtmachen des Horizontes, der die Sterne nie näher gebracht, mittels Verhüllung der Butzenscheiben:

Buds Vater war abweisender geworden. Er hatte zwar gut verdient, aber doch nicht den Erfolg gehabt, den man dem gutaussehenden jungen Vertreter vorhergesagt hatte. Er war immer länger von zu Hause fort, und wenn er zurückkam, wegen Buds schlechten Noten und Schülerstreichen immer gereizter. Bud schien auch die Nähe seiner Mutter zu verlieren. Sie wurde ihm fremd. Wie ihr Mann kam sie in ihre mittleren Lebensjahre, ohne daß die Verheißungen der Freunde in Omaha in Erfüllung gingen ... Sie trat noch in einigen Aufführungen der Theatergruppe von Libertyville auf, zog sich aber mehr und mehr zurück ... Die meiste Zeit war sie allein zu Hause und trank.³

Also der Handlungsreisende in der Provinz, auch mal flott und hübsch gewesen und den Traum vom großen Geld und dem gerechten Gott und Vaterland im Herzen und auf der Stirn getragen, und jetzt an die Landstraßen und die Kleinrämer und die kleinen dummen Freundinnen in den namenlosen Budiken gefesselt, und zu Hause die verblühte

Schöne, die Henry Fonda protegierte und den Kranz der Thespis trug auf den Bühnen, deren Bretter auch in Omaha die Welt bedeuteten, aber jetzt verwelkt im Schoß, aus dem die Kinder in die Welt getreten, und alles nur ein holder Wahn für mittlere Talente, mangels Nachfrage zu ertränken im Gin ... die Provinz des Menschen, mit den Füßen in der Scheiße und die Hände zu den Sternen gereckt, und immer weiter und immer fort. Natürlich wachsen in dieser Provinz die Rebellen heran, aber es sind innerlich schon frühzeitig müde Rebellen, mit dem zynischen Zug um die Lippen und dem Blick, der sagt: »Was soll der Schmus, Baby?«

Der junge Brando: Nicht viel dran, wie's scheint. Die Boxerstatur des Alten und das hübsche Gesicht der Mutter, bißchen Talent zum Schauspielen (seine beste Pantomime soll eine Darstellung vom Tod Dillingers gewesen sein) und zum Sport, kein Intellektueller, auch kein Rabauke, kein Rocker, kein Softie, eher Durchschnitt, aber in diesem Durchschnitt eine Indolenz, die die Lehrer zur Weißglut getrieben haben muß: Rausschmiß aus den meisten Schulen, und zwar nicht wegen großer pathetischer Gesten, sondern einfach dieses coole »Leck mich«, wenn der Lehrer auf das Gesittete und das Frommende und das Nützliche des Lernens hinweist ... und das gipfelt dann in der unvermeidlichen Anrufung des Kategorischen Imperativs (Originalton Brando senior: »Um diesen Jungen hinzukriegen, gibt es nur noch ein Mittel, und das ist die Militärschule!«) und in dem wahrscheinlich ebenso unvermeidlichen Immer-noch-eins-Draufsetzen, nämlich Rausschmiß auch aus der Militär-anstalt, wie Brando später gern erzählte, wegen Herstellung von Bombenkörpern, wahrscheinlich wegen Indifferenz und Rauchen im Unterricht. Biograph Thomas:

Marlons Vater war außer sich. Er ging streng mit Bud ins

Gericht. Was sollte nun aus ihm werden? Er hatte noch nicht mal die Oberschule abgeschlossen. Das Land befand sich im Krieg, und der Wehrdienst würde vielleicht »einen Mann aus ihm machen«. Aber Marlon war (wegen einer Knieverletzung, Anm. d. Verf.) untauglich.

Marlon hörte sich die Vorwürfe seines Vaters an. An seine Mutter konnte er sich nicht wenden; die Flasche war ihr einziger Gesprächspartner. Und seine Freunde verließen ihn jetzt auch. Einer nach dem anderen gingen sie an die Front.⁴

Wir haben Brando also mit 19 Jahren in einer ziemlich flauen Stimmung. Sein einzig wirklich originäres Interesse bis dahin hatte dem Schlagzeug gegolten, Gene Krupa hatte es ihm angetan, der legendäre Chicagoer Drummer, der es Jahre später in Algrens *Mann mit dem goldenen Arm* dem Frankie Machine angetan haben wird, aber nach zwei Jahren Üben und Üben schafft Bud es nicht mal zum Schlagzeuger der »Seven Pork Chops« genannten Big Band von Libertyville: fatale Lage.

Der Vater, er hat inzwischen einen Insektiziden-Handel, schlägt dem Sohn vor: »Komm in mein Geschäft!« Aber dieser amerikanische Dollar lockt nicht. Er gammelt ein bißchen rum. Die Schwestern sind in New York, Francis auf der Kunst-, Jocelyn auf der Schauspielschule. Auch Marlon wollte es mit dem Schauspielen probieren. Hatte er etwa kein Talent? Und Schauspielen – kann das nicht jeder? Schließlich: Wo sonst nichts lockt, lockt das Leben.

Der Alte tobt, es hilft nichts. »Insektenmittel kann ich ja immer noch verkaufen«, sagt sich Bud und schnürt sein Bündel. Der geht bestimmt vor die Hunde, heißt es in Libertyville. Und werden sie sich nicht 30 Jahre später bestätigt gesehen haben, als Bud den letzten Tango tanzte? Kleinstädte haben immer recht, das ist ihr Daseinsgrund. Den letzten Tango beißen die Hunde, und die Blumen des Bösen lachen dazu.